

„Geniekult in Human- und Geisteswissenschaften um 1900“, in: Helmut Fink/ Rainer Rosenzweig (Hg.): *Gehirne zwischen Genie und Wahnsinn. Begabung und Persönlichkeit aus Sicht der Neurowissenschaft*. Nürnberg: Koritzes 2024, S. 101–119.

*Julia Barbara Köhne*

## **Geniekult in Human- und Geisteswissenschaften um 1900**

### Denkspiel und Geniekult in Geisteswissenschaften um 1900

Wer eine Umfrage startete, welches die »wahren« Genies der Kultur- und Weltgeschichte seien, erhielt Hunderte verschiedene Antworten. Je nach Sozialisation, Erfahrung, Vorbildung, geschlechtlicher Identität, religiöser Orientierung, politischer Einstellung, nationaler Herkunft und persönlicher Geschichte der Befragten, auch je nach Stimmungslage und Interessen, würde ein Potpourri unterschiedlichster Künstler, Musiker, Erfinder, Forscher, Religionsstifter, militärischer Größen oder massenmedialer Figuren genannt werden – die meisten davon vermutlich männlich. Auch gäbe es Präferenzen für bestimmte Zeitperioden, Kontinente, Hautfarben und Nationalitäten. Schnell würde klar, dass »Genie« eine europäische, nordamerikanische, jedenfalls westliche Erzählung darstellt, die eng mit dem Mythos von der »Weltspitze«, geistiger Vorrangstellung *Weißer* und dem Sieg der Rationalität über das Irrationale verbunden ist und zu dessen Stabilität und Wirkmacht beiträgt.

Eine objektive, unabhängige, nicht willkürliche Zuweisung von »Genialität« ist ergo prinzipiell unerreichbar, ebenso wie die Bestimmung einer klar definierten Reihe von »Genies« mit speziellen Eigenschaften und Qualitäten. Diese muss vielmehr fortwährend diskursiv erzeugt werden – was ist ein »Genie«, und was hebt es von anderen Menschen ab? Mit anderen Worten, die Sprünge erstens vom gewöhnlich begabten Menschen zum »Wunderkind«, Hochbegabten oder *high achiever* oder »großen Mann der Geschichte« und zweitens zum »Genie« müssen rhetorisch initiiert und inhaltlich begründet werden, wie eine konstruktivistische, historisierend-kulturwissen-

schaftliche Perspektive mit Rekurs auf Michel Foucault offenlegen kann.<sup>1</sup>

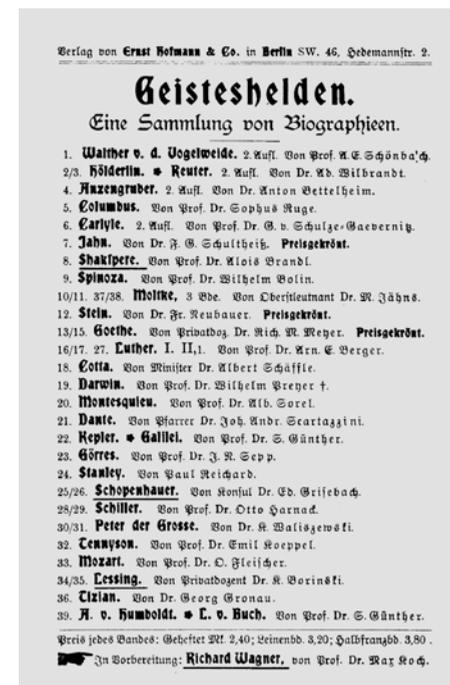
Der Aufgabe, das Genie zu ergründen, widmeten sich im 19. Jahrhundert und an der Schwelle zum 20. Jahrhundert Geistes- und Naturwissenschaftler ebenso wie Philosophen, Literaten und Biographen in Europa mit Begeisterung. Es entbrannte ein hitziger Streit über die Frage, was »Genie« sei, wie es zu erkennen sei und wer ein solches Qualitätslabel verleihen könne. Vor allem im deutschsprachigen Raum entstanden vielfältige literarische, wissenschaftliche und wissenschaftstheoretische Texte, in denen sich Leitvorstellungen männlicher Subjekte in Wissenschaft und Kultur in der Wissensfigur des »Genies« bündelten. Als fiktiv-virtuelle Gestalt entworfen, wurde das alle überragende tatkräftige »Genie« an den Wissenschaftshorizont projiziert und zu einem neuen erkenntnistheoretischen Objekt erhoben. Je nach Thesenausrichtung stellten die vornehmlich männlichen Wissenschaftler ein anderes Ensemble von Geniefiguren in den Vordergrund. Manche idolisierten Strategen oder Staatsmänner wie Caesar, Napoleon oder Otto von Bismarck, andere musikalische Virtuosen wie Wolfgang Amadeus Mozart oder Ludwig van Beethoven und wieder andere Entdecker wie Columbus oder Dichter wie Johann Wolfgang von Goethe oder Shakespeare.

Die Spannweite möglicher biographisierter »genialer« Objekte verrät eine Auflistung mit dem Titel »Geistesheldenbiographien« aus dem Jahr 1900 (Abb. 1). Hunderte von Geniebiographien zeugten in den Jahren um 1900 von einem konjunkturellen kulturellen Rückbezug auf das »Genie«. Hierbei ging es meist mehr um dessen Person denn um eine Würdigung seines Werks. Woher kam das Begehren,

<sup>1</sup> Die Geschichtsbetrachtung, die im Zusammenhang mit dem »Genie« produziert wird, steht in einer Linie mit dem, was Michel Foucault in *Archäologie des Wissens* als Ideengeschichte oder »Geschichte des Denkens, der Wissenschaftler oder der Erkenntnisse« kritisiert hat. In ihr treten Konzepte wie Geist oder Idee als manifeste und abstrakte Größen auf, die quasi »naturwüchsig« entstanden sind und deren Ensemble »die allgemeine globale Geschichte« bildet. Diese Geschichte, so der Gedanke weiter, könne von der Wirklichkeit und Wahrheit der Vergangenheit wie eine Wachplatte abgenommen werden (Foucault, 1997 [1969], S. 9, 19, 33f. und passim). Foucault zufolge gilt es, die vielen sich überkreuzenden und gegenseitig hervorbringenden Diskursformationen nachzuzeichnen, die Struktur und Möglichkeitsbedingung der großen, unbeweglichen und stummen »Sockelsitzer« zu analysieren.

der Biographie und Persönlichkeit des »Genies« so viel mehr Aufmerksamkeit zuteilwerden zu lassen als dessen »Schöpfung«?

Die Tatsache, dass ihr Forschungsgegenstand, der »geniale«, intelligible Charakter, keine prädiskursive ontologische Größe, sondern ein Diskursprodukt war, wurde in der Genieforschung vor und um 1900 ignoriert.<sup>1</sup> Dass das »Genie« *de facto*, das heißt außerhalb dieser Konstruiertheit, gar nicht existierte und somit auch nicht biologisch greifbar gemacht werden konnte, wurde verdrängt. Obwohl es ledig-



**Abb. 1:** »Geisteshelden« Auflistung von Genie-Biographien aus dem Jahr 1900.

<sup>2</sup> Nach Jacques Derrida zeichnet sich »Genialität« gerade dadurch aus, dass sie »nie in Erscheinung tritt« und »nie in der Gegenwart ausgesagt« wird. Er hält das »Genie« prinzipiell für undefinierbar, nicht nach- oder beweisbar. Seine »Wahrheit« komme ohne Beweis aus: »Kein Kriterium wird je die konstative und theoretische Definition des Genies erlauben (wie zum Beispiel »das Genie ist dies oder das, es macht dies oder das, es schafft dies oder das«); sonst würde man es auf die homogene, und natürliche, und ontologische Reihe der Genese, der Genealogie und des Genres reduzieren« (Derrida, 2006 [2003], S. 89).

lich ein Effekt des Wissens war, wurde das »Genie« als Person, Wesenheit und aktiv empirisch erforschbares Objekt behandelt. Durch bestimmte narrative Strukturen, Argumentationsfiguren, Repräsentationsstrategien, Vokabeln, Metaphern und andere rhetorische Technologien wurde die Geniefigur vor und um die vorletzte Jahrhundertwende zu einem wirkmächtigen wissenschaftlichen und literarischen Ideal aufgebaut.<sup>3</sup>

Die erforschte Personengruppe von Genies wurde mit einem »sprechenden« Vokabular versehen, wie eine Reihe von Buchtiteln zeigt, die im Folgenden kursiv gesetzt sind: *Helden*, *Geisteshelden*, *Grosse Geister*, *Große Männer* (Abb. 2), *Great Men* oder *Representative Men*, *Geistesblitze* oder *Das deutsche Genie*;<sup>4</sup> weitere Begriffe waren »Genies«, »Genii«, »Eminenzen«, »Geistige«, »Höchstleister«, »Her-



**Abb. 2:** Erster Band von Gellert (Hrsg.): *Große Männer*, o. J.

<sup>3</sup> Siehe hierzu mehr in: Julia B. Köhne: *Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 und seine filmischen Adaptionen*. Böhlau, Wien, Köln und Weimar 2014.

<sup>4</sup> Carlyle, 1852 [1841]; Bettelheim (Hrsg.), 1894; Schopenhauer, 1891; Gellert (Hrsg.), o.J.; Ostwald, 1909; Brodtbeck, 1889; Matura, 1941; Emerson, 1989 [1850]; Ders., 1904, S. 1–27.

ausragende«, »Repräsentanten des Geistes«, »historische Größen«, »Luxuspersonen« oder »Superlative der Menschheit«, »Zeitenwender«, »Wahrheitszeugen«, »Umgestalter der Geschichte«, »Welterleuchter«, »Förderer des Menschengeschlechts«, »Extrapersonen«, »Ausnahmemenschen«, »schöpferische Menschen«, »Männerhelden«, »geistige Führer«, »Menschensöhne«, »Gottessöhne« oder »exzeptionelle Naturen«. Zu sehen ist, wie sich das Wissensphänomen »Genie« an der Wende zum 20. Jahrhundert mit begrifflicher Macht und semantischer Potenz im Wissenschaftlichen, Literarischen, Kulturellen und Politischen präsentierte. Die Metaphern eint, dass sie allesamt auf Leuchtendes, Vertikales, Kostbares und auf geistige Führungskraft abzielen. Das Genie stand für das Lichtgebende und Sichtbarmachende, das selbst metaphysisch ist, wie Thomas Macho 2011 angemerkt hat.<sup>5</sup> In einer historischen Quelle wird das »Genie« zur »prächtigen Blume«, die »gleichsam aus dem allgemeinen niedrigen Menschheits-Rasen« wie eine »seltene, hohe, leuchtende Erscheinung weithin bemerkbar emporrag[t]« – die Menschenmassen werden hier gegenüber dem erhobenen »Genie« abgewertet (Gerhardi, 1897, S. 5). In einer anderen bahnt sich das »Genie« in Gestalt einer erhellenden Fackel den Weg in die verborgenen Tiefen menschlichen Erkenntnisvermögens; die Analogie zu einem biolumineszenten aquatischen Bild veranschaulicht seine intellektuelle Leuchtkraft: »In den letzten Jahren hat man entdeckt, dass es in jenen Meerestiefen, zu denen das Sonnenlicht nicht dringt, Fische gibt, welche diese nächtliche Welt auf elektrischem Wege erleuchten; ebenso wird die dunkle Nacht unserer menschlichen Erkenntnis durch die Fackel des Genies erhellt« (Chamberlain, 1940 [1898/9], S. 30).

Das Wort »Genie« fungierte in wissenschaftlichen Zusammenhängen und Literaturen, aber auch im Kontext von Psychotechnik, Intelligenztests oder der ersten Nobelpreisverleihung 1901, als Ikone, Label, Prädikat, Ehrentitel oder Nimbus, wie Stephen Jay Gould und Thomas Macho gezeigt haben.<sup>6</sup> Es wurde einer Person wie ein Orden oder eine Medaille verliehen. Natur- und geisteswissenschaftliche Genieforschung um 1900 stellen sich als ein historischer Bereich dar,

<sup>5</sup> Macho, 2011, S. 213f., 223.

<sup>6</sup> Zur historisierenden Kritik am Intelligenzbegriff siehe: Gould, 1983 [1981]; Macho, 2001, S. 83.

dessen Akteure von der Nobilitierung, Auszeichnung, Krönung, Privilegierung und Sanktifizierung berühmter Männer nahezu besessen waren, allerdings nur selten über die mit diesen Praktiken verbundenen kultischen Prozesse nachdachten. In der Geniefigur verbanden sich Vorstellungen von Eminenz, Intellektualität und menschlicher Schaffenskraft mit der Hoffnung auf zukünftige gesellschaftliche Lösungsstrategien, die das »Genie« oder vielmehr eine hieraus abgeleitete genienaher Wissenschaft ersinnen sollte. Mit dem Rückgriff auf historische »Genies« war die mythische Vorstellung verbunden,<sup>7</sup> diese sorgten gewissermaßen aus der Vergangenheit heraus für Wohl und Fortschritt der menschlichen Gattung.<sup>8</sup>

Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurde das »Genie« nicht mehr vorwiegend als philosophisch oder literarisch-poetisch inszenierte Abstraktion behandelt, wie in der Genieästhetik um 1800, sondern als natur-, human- und geisteswissenschaftliche Kategorie und als ernstes epistemisches Problem. So konstatierte Wilhelm Lange-Eichbaum 1928 retrospektiv, das »Genie-Problem« sei ein »Urwald an Riesenumfang und Wirrnis«; je tiefer man eindringe, desto undurchdringlicher scheine es zu werden. Das »Genie-Problem« wühle seit Jahrtausenden in der Menschheit und beunruhige »immer noch die feinsten Köpfe«. Es sei »voll tiefer Dunkelheiten und sehr harter Fragezeichen. Ein Problem, das die Menschheit als Ganzes angeht, denn es hat Stacheln, die sie brennend verwunden: Werte werden frech durcheinander gewirbelt, Glaubenskriege glühen auf« (Lange-Eichbaum et al.,<sup>4</sup> 1956, S. 11). Zwar erstreckte sich der kulturgeschichtliche Geniediskurs schon über Jahrhunderte (von der Antike, über Renaissance, Barock, Sturm und Drang, etc.), aber erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das »Genie« zu einem prominenten Gegenstand modernen wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses und wissenschaftlicher Selbstreflexion. Dabei wurde die Geniekonzeption mit leidenschaftlicher Intensität diskutiert und als kultisch-mythische,

<sup>7</sup> Laut Hans Blumenberg distanzieren Metaphern und Mythen die Wirklichkeit, geben dem Menschen Orientierung und entlasten ihn (Blumenberg, 1996).

<sup>8</sup> Ähnliche Tendenzen finden sich heutzutage in einigen Wissenschaftsdisziplinen wie der Hochbegabtenforschung oder sich als exzellent verstehenden Forschungsverbänden wieder. Diese Fortschrittsvorstellung wird derzeit in die Idee der Gegenwärtigkeit wirkmächtiger exzellenter Forschung projiziert, die in eine wissenschaftlich und wirtschaftlich bessere Zukunft weisen soll (vgl. Köhne, 2020).

quasireligiöse Bezugsgröße errichtet, wie Edgar Zilsel in *Die Geniereligion* von 1918 kritisiert hat, und im gleichen Zug profanisiert, entzaubert, herabgesetzt und geerdet. Das Besondere an dieser Konstellation ist, dass das »Genie« nun als Subjekt schöpferischer Kreativität sowie als Geschichtsproduzent gedacht und gleichzeitig als Objekt verwissenschaftlicht wurde.<sup>9</sup> Das Genietheorem und die sich in diesem Zusammenhang entwickelnde Genieforschung<sup>10</sup> (Geniologie) verliefen quer durch die Wissensfelder und akademischen Fachbereiche, die sich teilweise erst als solche konstituierten respektive sich neuformierten. Dazu zählen Religionswissenschaft, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse/Psychobiographik,<sup>11</sup> Psychiatrie/Pathographie,<sup>12</sup> Sexualwissenschaft, Philosophie, Anthropologie, Literaturkritik sowie Biologie, Evolutionstheorie, Phrenologie, Kraniometrie (Hagner, 1999, S. 299–333) und biologistische Rassentheorien, einschließlich der Rassenhygiene und Eugenik.

<sup>9</sup> Vgl. Michel Foucaults Konzeption des Menschen als »empirisch-transzendente Doublette« – im modernen Denken ist der Mensch gleichzeitig die Grundlage aller Positivitäten, indem er sie wissenschaftlich hervorbringt, und auf eine Art im Element der empirischen Dinge präsent. Der Mensch erkennt den »Menschen«, also sich selbst; erkennendes Subjekt und erkanntes Wissensobjekt fallen zusammen. Der Mensch verkennt, dass Objektivität menschengemacht ist. Die transzendentalen Erkenntnisbedingungen werden im empirischen Menschen selbst, d.h. in seiner Natur oder Geschichte gesucht. Durch das Problem der empirisch-transzendentalen Vermischung sind die Inhalte der Erfahrungen bereits ihre eigenen Bedingungen. In einem Kurzschluss produziert der Mensch selbst Wahrheit, Kultur und seine Geschichte (Foucault, 1995 [1966], S. 413, 384ff.). In der Genieforschung um 1900 erkannte der forschende Mensch sich nicht nur als »Mensch«, sondern als »Genie«, das seinem eigenen Ideal und Idol zu entsprechen suchte.

<sup>10</sup> Diese Vokabel kam im historischen Setting nicht vor, insofern eignet sie sich, um diese Periode zu benennen. Erst ab den 1920er Jahren wurde sie retrospektiv als »Genialitätsforschung« bezeichnet (Kretschmer, 1922, S. 127) oder als »Genieforschung« adressiert (Matura, 1941, S. 34).

<sup>11</sup> In Johannes Cremerius' Sammelband *Neurose und Genialität. Psychoanalytische Biographien* von 1971 heißt es auf Seite 12: »Nachdem es ihr [der Psychoanalyse] gelungen war, mit Hilfe der psychoanalytischen Theorie die Lebensgeschichte wie das Krankheitsgeschehen von jedermann verstehbar zu machen, verspürte sie ein Verlangen, sich an schwierigeren Aufgaben zu erproben. Eine dieser Aufgaben bestand darin zu sehen, ob die neuen Erfahrungsgesetze auch im Bereich des Genies gelten«.

<sup>12</sup> Ebd.: »Die sich begrifflich und methodisch in dem neuen [positivistisch-klassifizierenden, J. B. K.] Geiste organisierende Psychiatrie – bis dato kaum mehr als eine theologisch-philosophische Spekulation über den »Wahnsinn« – entwickelte eine spezielle Forschungsrichtung, die Pathographie«.

In den korrespondierenden Schriften galt das »Genie« der Definition nach als männlich, *weiß*, aus der westlichen Hemisphäre – meist aus europäischen oder nordamerikanischen Regionen – stammend, ferner als singulär, exklusiv, exzentrisch, asozial und zugleich charismatisch, originell, autodidaktisch, unmittelbar und quasi-göttlich. Es wurde im Regelfall erst *post mortem* erforscht und seine posthume Prominenz unterlag Schwankungen. Zudem wurde es als strukturell bisexuell, homosexuell, hyper- oder asexuell und nicht-familiär charakterisiert – in Bezug auf seine Abstammung, Daseinsform und physische Reproduktion. Außerdem galt es als tendenziell melancholisch, unglücklich, verwirrt oder gar genetisch entartet und degenerativ (Hirsch, 1894). Auch Einsamkeit, Weltfremdheit, materielle Askesse, Versehrbarkeit sowie ein Hang zur Psychopathie und zum Pathologischen gehörten zu dem prominenten Zuschreibungskreis. In zahlreichen Geniebiographien und Wissenschaftserzählungen leidet der »geniale« Körper, wird geschunden, erfährt Hunger und die Auswirkungen finanzieller Nöte.<sup>13</sup> Die Ambiguität des Geniekonzepts offenbarte sich auch in seiner Liaison mit dem Topos Wahnsinn.

### Pathologisierende Thesen zum Genie

Die Geniefrage wurde ergo vor einem naturwissenschaftlichen und vererbungstheoretischen, psychiatrisch-neurologischen und psychopathologischen Horizont debattiert.<sup>14</sup> Die Psychopathologie oder Psychopathographie in Folge Jacques-Joseph Moreau de Tours' oder bezüglich Cesare Lombrosos Geniestudien sah Pathologisches als notwendige Voraussetzung oder zumindest mögliche Stimulanz »genialer« Schaffenskraft, aber auch als Störmoment von »Genialität« an. Moreau de Tours' Buch *La Psychologie morbide* von 1859 eröffnete in Europa eine Epoche der Genieentwertung, indem das Merkmal »Genie« kausal als pathologische Äußerung einer gesteigerten Reizbarkeit des Nervensystems definiert wurde. Der Mediziner und Kri-

<sup>13</sup> Baudelaire, 1994, S. 5–8; antithetisch hierzu: Corino (Hrsg.), 1991 [1987]; Heuer, 1971.

<sup>14</sup> Moreau de Tours, 1859; Lombroso, 1887 [1864]; Ders., 1890 [1887] und 1894; Galton, 1910 [1869].

minalanthropologe Lombroso vertrat die Ansicht, dass »Genie« primär durch Krankheiten wie Epilepsie, Melancholie und Psychopathie hervorgerufen werde. Er schrieb 1894: »Die Schöpfungen des wahren, von Geistesstörung (Paranoia, Melancholie) maskierten Genius sind um so erhabener, je kränker sein Körper ist« (Lombroso, 1894, S. 29f.). Drei Jahrzehnte nach Lombroso vertrat der Psychiater, Schizophrenie- und Typenforscher Ernst Kretschmer eine ähnliche Auffassung, die er mittels einer Tiermetapher zu stützen suchte:

*»Die Kombination höchste Gesundheit und Genialität gibt es nicht. Sie ist eine prachtwoll suggestive Ideologie, aber leider ein biologischer Widersinn. [...] Wie wenn ein Gestüt sich vornehmen würde, ein edles Rennpferd züchten zu wollen, das man aber zugleich müßte strapazieren können, wie einen gelände- und wetterharten Steppengaul.«* (Kretschmer, <sup>2</sup>1931 [1929], S. 159)

Francis Galton setzte sich in *Hereditary Genius* von 1868 mit der Vererbbarkeit von »Genie« auseinander. Als »Genie« bezeichnete er eine allgemeine angeborene Disposition (*»general, natural ability«*) und ein exceptionelles intellektuelles Vermögen. Dies sei der *»inherent stimulus«* für das »Genie«, *»[to] climb the path that leads to eminence«, »to reach the summit«* [Gipfel] (Galton, 1910 [1869], S. 33). Durch hereditäre, familiäre, genetische Einflüsse, aber auch durch Fleiß und kontinuierliche lebenslange Arbeit und Leistung (*»labouring instinct«*) werde das »Genie« konsolidiert, könne emanieren und für andere sichtbar werden.<sup>15</sup> Galton sah das »Genie« durch seine Eminenz bestätigt, dadurch, wie es in jeweiligen historischen Epochen erkannt und gefeiert werde. Nicht zu unterschlagen ist, dass er den Individualkörper als »rassisch« geprägt ansah.

Wilhelm Lange-Eichbaum zufolge war die Geniefrage eine »Herzenssache« und bestimmten Menschen »heilig«. Der Streit um das »Genie« sei ein Weltanschauungs-, ein Religionskrieg, und solche Kämpfe seien von jeher mit Fanatismus geführt worden (Lange-Eichbaum, <sup>4</sup>1956, S. 24, Einleitung). »Genie« ist in seiner Theorie ein soziologischer »Funktionsbegriff«, ein Ehrentitel und Wertprädikat,

<sup>15</sup> Diese Vorstellungen werden auch noch in den 1980er Jahren diskutiert: Vgl. auch Albert, 1983, S. 60ff.

was auf analytische Distanz schließen lässt. Es werde einem Genieverdächtigen von außen zugeschrieben:

*»Bevor ein Genieakkord anklingt, haben wir nichts als eine große Summe von Tatsachen vor uns. Sie setzt sich zusammen aus den Eigenschaften der Person oder der überlieferten Kunde von ihnen, aus ihren Werken und der mannigfaltigen Auslegung, die oft mit dem Werk untrennbar verschmilzt [...]. Diese ganze gewaltige Summe von eigenem Erleben am Werk und zahllosen Überlieferungskomponenten bildet [...] den eigentlichen Träger, an dem sich das Geniebild angliedert. Nicht etwa der historische Mensch!«.* (Lange-Eichbaum, <sup>2</sup>1941 [1931], S. 47)

Dennoch paart auch Lange-Eichbaum das »Genie« mit dem Krankhaften. In der elf Bände umfassenden Veröffentlichung *Genie – Irrsinn und Ruhm* aus dem Jahr 1928 präsentiert er ausführliche Aufzählungen angeblicher psychogener Dispositionen, Krankheiten und Versehrtheiten sowie körperlicher und geistiger Deformationen der vermeintlichen Genies der Weltgeschichte. Es scheint, als würden zahlreiche »Genies« nicht nur zeitlebens verkannt, sondern auch von allen möglichen physischen und mentalen Gebrechen gepeinigt. Weniger die geistigen Höhenflüge der »großen Männer der Geschichte« denn deren Endlichkeit und Begrenztheit werden hier betont. Zur Verschränkung von »Genie und Seelenstörung« bei Lange-Eichbaum heißt es in einer zeitgenössischen Buchbesprechung:

*»Der Zusammenhang zwischen Genie und Seelenstörung ist ein sehr verwickelter: Seelische Abartigkeit kann mächtige Leistungsantriebe geben; Werke von psychopathisch-fremdartigem Charakter verschaffen ihrem Verfasser leichter Ruhm, und die mystischen Komponenten dieses Ruhms, wiederum durch psychopathische Züge in Werk und Lebensschicksal begünstigt, sind besonders geeignet, beim Verehrer das Genieerlebnis zu erzeugen.«*<sup>16</sup>

Lange-Eichbaum begriff seit Ende der 1920er Jahre Irrsinn und »Psychopathologie als Schrittmacher« für Begabung, aber nicht als not-

<sup>16</sup> Siehe Alexander Herzbergs Rezension zu Wilhelm Lange-Eichbaums »Das Genie-Problem. Eine Einführung« (E. Reinhardt, München 1931). In: *Erkenntnis* 3 (1932/33), S. 432.

wendige Vorbedingung für »Genie«, das seiner Auffassung nach gesellschaftlichen Wertungsbedürfnissen entspringe.<sup>17</sup> Er grenzte sich insofern von Lombroso ab, als bei ihm weniger eine epileptoide Veranlagung oder das Körperäußere »Genialität« bedingte oder über sie Auskunft gab denn das »Psychogramm« eines Menschen (vgl. auch Lange-Eichbaum, 1930).

Die historische Bedingung für die Vorstellung, ein »Genie« sei nie gesund, war, dass es als Mischung aus zwei verschiedenen Komponenten gedacht wurde. Einerseits wird das Genie als rational, »verkopft«, abstrakt denkend, schöpferisch und dadurch unsterblich imaginiert. Andererseits hängt an ihm ein ihn strukturell feminisierender Körper mit irdischen Bedürfnissen und einem »gedunsenen Seelchen«, das ebenfalls im Gleichgewicht sein will, wie in Friedrich Nietzsches *Zarathustra* in der Anekdote vom Ohr nachzulesen ist:

*»Und wahrhaftig, das ungeheure Ohr saß auf einem kleinen dünnen Stiele – der Stiel aber war ein Mensch! Wer ein Glas vor das Auge nahm, konnte sogar noch ein kleines neidisches Gesichtchen erkennen; auch, dass ein gedunsenes Seelchen am Stiele baumelte. Das Volk sagte mir aber, das große Ohr sei nicht nur ein Mensch, sondern ein großer Mensch, ein Genie. Aber ich glaubte dem Volke niemals, wenn es von großen Menschen redete – und behielt meinen Glauben bei, dass es ein umgekehrter Krüppel sei, der an allem zuwenig und an einem zu viel habe.«* (Nietzsche, 1955 [1883], S. 392f.)

Im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen glaubte Nietzsche nicht an »Genie« oder »Universalgenie« und demonstrierte dessen idealisierenden und heroisierenden Mythos, indem er es wie in diesem Zitat direkt als »umgekehrten Krüppel« adressierte. Das »Genie« besitze zwar eine enorme geistige Aufnahmefähigkeit und intellektuelle Auffassungsgabe, sei jedoch von Mangel gekennzeichnet und zudem eine gesellschaftliche Projektion.

Körper, Zeitlichkeit, Versehrtheit und Vergänglichkeit sind im Geniediskurs um die Wende zum 20. Jahrhundert also Kontrahenten

<sup>17</sup> Der Wandervogelchronist Hans Blüher diskutierte die Koppelung von »Genie« und Wahnsinn, in der Wahnsinn entweder als notwendige Vorbedingung oder als gegebener, jedoch hemmender Genialitätsfaktor aufgefasst wurde (vgl. Köhne, 2014, S. 134–186).

des »Genies«, die es immer wieder bedrohen. Denn letztlich bildet das Körperliche immer die Grenze der »Genialität«. Der Anteil Wahnsinn am »Genie« ist das, was es zugleich vermenschlicht, pathologisiert und effeminiert. Ablesbar ist die Bedrohlichkeit dieser dünnwandigen Grenze zum Wahnsinn an dem Aufwand, den die Wissenschaften, besonders Naturwissenschaften wie zum Beispiel die Phrenologie<sup>18</sup>, betrieben, um den »menschlichen Faktor« an »Genial-Schizophrenen« durch Vermessungstechniken unter Kontrolle zu bringen, wie Michael Hagner 2003 in *Geniale Gehirne* detailliert beschrieben hat. Seine Studie behandelt die »Elitegehirnforschung«, die die Lokalisierbarkeit von »Genie« und Schädelvermessungen protegierte, sowie deren Mythisierungen und biologischen Imperative vom 17. bis ins 19. Jahrhundert.<sup>19</sup>

Das Standardwerk zum Konnex von »Genie«, Literatur, Philosophie und politischen Ideologien hat der Freiburger Germanist Jochen Schmidt Mitte der 1980er Jahre in zwei Bänden vorgelegt, *Die Geschichte des Genie-Gedankens*.<sup>20</sup> Schmidt untersucht Vererbungs- und Rassentheorien bei Thomas Carlyle, Francis Galton, Arthur de Gobineau, Max Simon Nordau, Richard Wagner sowie pathologisierende Theorien von Moreau de Tours, Lombroso und Lange-Eichbaum. Er verknüpft die Entwicklung des »Genie-Gedankens«, die er über mehrere Jahrhunderte verfolgt, mit der Analyse literarischer und philosophischer Schriften von Ernst Jünger, Friedrich Nietzsche, Heinrich und Thomas Mann sowie Robert Musil. Schmidts Darstellung ist besonders ertragreich, was die Kollektivierung, Rassifizierung und faschistische Vereinnahmung des Geniekonzepts angeht,<sup>21</sup> – bis hin zur Verschmelzung mit dem Führerprinzip in Adolf Hitlers *Mein Kampf* (1924–1926).<sup>22</sup>

<sup>18</sup> In der Phrenologie und Physiognomik sollte damals durch empirische Messungen »objektiver« Merkmale des Körperäußeren festgestellt werden, welchen Grad der Entartung und Degeneration ein Individuum aufwies.

<sup>19</sup> Siehe zur Verbindung von »Genie« und Pathographie: Person, 2005 [Diss. 2003], besonders S. 11ff., 53 ff., 70–124; Zimmermann, 2006.

<sup>20</sup> Schmidt, 1985 [2. Auflage 1988, 3. verbesserte Auflage 2004].

<sup>21</sup> Ebd., S. 213ff.

<sup>22</sup> Ebd., S. 227–232.

## Kollektivierung der Geniologie: Rassifizierung und Züchtungsphantasien

In den 1920er und 1930er Jahren wurde das Geniekonzept immer stärker an die Rassenideologie und Begabtenförderungsprogramme, Züchtungsgedanken und das Führerprinzip gekoppelt (Lamoen, 1930) und entfaltete so eine wachsende politische Wirkmacht. Die betreffenden Texte kreisten weniger um die Beschreibung konkreter historischer »Genies« denn um die Formation abstrakt-visionärer Geniekonzepte, die zunehmend kollektiviert wurden. Edgar Zilsel befand die Genieverehrung für gefährlich, da sie in seinen Augen eine »religionsähnliche Natur« aufwies, mit einer »Verachtung der Menge« einherging und »Andere« exkludierte. So warnte Zilsel am Ende des Buches *Die Geniereligion*, »Unwissenheit und tiefe Vorurteile« [wie sie etwa bei dem Geniebewunderer Chamberlain aufträten, J. B. K.] würden »mit Glück und Blut der Nebenmenschen bezahlt« (Zilsel, 1990 [1918], S. 51, 53f.). Der »Begriff der genialen Persönlichkeit und der Tiefe« bedeuten »für unser Zeitalter« eine »arge Gefahr« (ebd., S. 233). Und in der Tat lassen sich die in die Genieschriften eingeschlossenen rassistischen und rassenhygienischen, antifeministischen und antisemitischen Auffassungen als eine der ideologischen Grundlagen begreifen, auf die die Nationalsozialisten im Zuge ihrer Gewalt und Radikalität vereinenden politischen Programmatik zurückgreifen konnten.

In der großen politischen Arena überstieg der Geniegedanke zunehmend den individuellen Körper, brach das Korsett der Singularitätsikone auf. Das Konzept eines männlichen »arisch-christlichen« »Genies« blieb nicht auf das Einzelindividuum beschränkt; die Vision einer »genialen Rasse« wurde auf die kollektive Ebene verlagert. Der kollektive Körper in Gestalt des deutschen Volkskörpers wurde *qua* »rassischer« (Selbst-)Zuordnung und -aufwertung als »genial« imaginiert. Seit Houston Stewart Chamberlains Monographie *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* (1898/99) und Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter* (1903) war der Geniediskurs zudem mit Züchtungsphantasien verbunden, die in zunehmendem Maß für Vorstellungen des deutschen Kollektivkörpers relevant wurden. Alfred Rosenberg, der von Chamberlain das Konzept der Dominanz der »nordisch-atlantischen Rasse« gegenüber den »jüdisch-semitischen« Völ-

kern übernahm, war davon überzeugt, dass »Juden« nicht imstande seien, künstlerisch zu schaffen oder ein Staatsgebilde zu errichten. Sein Interesse galt dem Projekt, eine »reine Rasse« aufzubauen, die superior, zugleich »völkisch« gesund und kulturell »sauber« sein sollte. Die Vorstellung der »Genialität« des deutschen Volkes verband sich bei Rosenberg mit der Förderung von Begabten und »großen Männern« bei gleichzeitiger Forderung nach Auslöschung alles »Jüdischen«. Hier ein Blick in das Parteiprogramm der NSDAP, das seit 1920 verkündet wurde, und das Rosenberg in der Version von 1943 mit einer Einführung versehen hatte und herausgab:

*»Das Kostbarste, worüber ein Volk verfügt, sind seine großen Männer. Gelangen solche Begabungen nicht zur Auswirkung ihrer Fähigkeiten, so zeigt dies, daß die Verhältnisse die denkbar volksfeindlichsten sind (es sei denn, daß das Volk schon überhaupt unfähig ist, große Männer zu zeugen). Die führende völkische Intelligenz kann kein Volk missen, ohne als Volk unterzugehen. Sie bilden die Blüte der Nation, die Merkpfähle ihrer Größe und ihres Wesens, die Verkörperung dessen, was man Volksseele nennt.*

*Die Pflege dieser geistigen Energien hat als selbstverständliche Pflicht auch des Staates zu gelten. [...] aber gewisse Voraussetzungen für die Möglichkeit seiner Entfaltung überhaupt müssen gegeben werden. Da ist nach dem Abschluß des innerpolitischen Kampfes die restlose Beseitigung des jüdischen Elements in allen Kulturanstalten, Schulen, Hochschulen, Akademien usw. zu fordern [...]. Der deutsche Staat wird mit allen Mitteln das Emporkommen geistiger Energie und Charakterwerte [...] soweit sie gesund sind [...] fördern.«<sup>23</sup>*

Als Begabte zählten im Nationalsozialismus allein »nicht-jüdische« Männer. Diese sollten sich möglichst zu »großen Männern« oder »Genies« entwickeln, die die »völkische Intelligenz« und die »deutsche Wiedergeburt« gewährleisten könnten (Piper, 2005, besonders S. 179–212, S. 202). Diese kollektivierte Geniekonzepte waren zwar lose mit dem historischen Referenten »Genie« verknüpft, gingen jedoch nicht in diesem auf, sondern richteten sich auf die Zu-

<sup>23</sup> Rosenberg (Hrsg. und Erläuterung), <sup>25</sup>1943, S. 34. Das Programm, 1920 zum ersten Mal verkündet, erschien 1943 in der 25. Auflage, mittlerweile über eine Million Mal.

kunft – genau wie der männlich geprägte Genieentwurf waren es futurologische Konzepte (Macho, 2011, S. 223).

\* \* \*

Insgesamt lässt sich festhalten: Wünsche, Mythen und Ideale wurden in der Figur des »Genies« personalisiert und anthropomorphisiert.<sup>24</sup> In der Logik des Geniekults wandelte das »Genie« in vielfältigen narrativen Gewändern durch die Historie: als »gewürdigtes«, »gefeiertes«, »erlauchtes«, »glorifiziertes« und »angebetetes« oder aber als »unerkanntes«, »unbedanktes«, »verkanntes«, »verhindertes« und »vergessenes« Super-Individuum. Die jeweiligen Narrationen, die dieser alten Wissensfigur mit jedem neuen Kleid neue Strahlkraft zu verleihen suchten, verraten mehr über die Wunschvorstellungen der Wissenschaft(ler), Philosophen, Literaten und Politiker selbst als über ihr postmortales Forschungsobjekt. Für die Genieperiode um 1900 ist spezifisch, dass »Juden«, »Jüdinnen« und »nicht-jüdische« Frauen mittels komplizierter Argumentationsverfahren als das »Anderere« aus dem Genieideal exkludiert wurden.<sup>25</sup> Es wird deutlich, dass die verschiedenen Definitionen der Worthülse »Genie« von Normierungs-, Exklusions-, Hierarchisierungs- und Machtbildungsprozessen begleitet wurden<sup>26</sup> und zur Legitimierung und Selbstgenialisierung der jeweiligen Wissenschaft beziehungsweise des jeweiligen Autors beitragen sollten. Sie dienten der Verstärkung und Konsolidierung wissenschaftlicher und intellektueller Geltungsmacht. Neben zahlreichen Theoretikern wie Hans Blüher, Houston Stewart Cham-

<sup>24</sup> Das »Genie« wurde selbst zu einem Mythos und Diktum, zu einem jeweils aktualisierten Träger einer mythischen Aussage. Es war etwas Gemachtes, Phantasmatisches, das als naturgegeben dargestellt wurde. Vgl. Barthes, 1964 [1957], S. 86ff. Der Mythos ist nach Barthes »eine Weise des Bedeutens, eine Form. [...] Der Mythos wird nicht durch das Objekt seiner Botschaft definiert, sondern durch die Art und Weise, wie er diese ausspricht« (S. 85).

<sup>25</sup> Siehe zum generellen Ausschluss von Frauen aus der Runde der Genieanwärter in der europäischen Kulturgeschichte: Köhne und Ventarola, 2022.

<sup>26</sup> Michel Foucault beschreibt das Macht-Wissen-System im Hinblick auf einen nicht repressiv verstandenen Begriff »positiver Machttechnologien« und ihres »strategischen Reichtums«. Macht bedeutet bei Foucault die vielfältigen »Kräfteverhältnisse, die ein Gebiet bevölkern«, die sich immer wieder verwandeln und zu einem System verketten können. Vgl. Foucault, 1983, S. 102, 113ff.

berlain, Otto Hauser, Ernst Kretschmer, Emil Ludwig, Ottokar Matura, Hermann Türck oder Otto Weininger, die an das »Genie« als Retter, Erlöser der Gesellschaft und Erschaffer von Kultur glaubten, gab es einige wenige, nicht zufällig größtenteils jüdische Denker, die den Zusammenhang von Geniekult, Wissensproduktion und sozialer Exklusion kritisch reflektierten. Namentlich handelt es sich um die Literaten Walter Benjamin und Jakob Wassermann, den Philosophen Edgar Zilsel und den Literaturwissenschaftler Julian Hirsch (vgl. Köhne, 2022). Die jüdische Herkunft dieser Autoren begünstigte vermutlich ihre besondere Sensibilität für Exklusionsfiguren und erhöhte ihr (selbst-)kritisches Potenzial. Die vier Geniekritiker wandten sich – wenn auch nicht in allen Fällen durchgängig – gegen den Forschungs- und Verehrungsboom um das »Genie« und die unreflektierte Genialisierung Einzelner. Anstatt es anzubeten, analysierten sie die strategische Position und Funktion des »Genies« im Rahmen moderner sozialer Utopien und Krisen, etwa in Zusammenhang mit dem Geschlechterverhältnis, der Prostitutions- und »Frauenfrage« und dem Antisemitismus (vgl. Köhne, 2014). In der exhaustiven und artifiziellen Überhöhung historischer Persönlichkeiten spiegelten sich in ihrer Wahrnehmung größere ernst zu nehmende gesellschaftliche Problematiken und Spannungen.

## Literatur

- Albert, Robert S.: *Genius and Eminence. The Social Psychology of Creativity and Exceptional Achievement*, Pergamon Press, Oxford 1983.
- Barthes, Roland: *Mythen des Alltags [Mythologies]*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1964 [1957].
- Baudelaire, Charles: *Der Künstler und das moderne Leben. Essays, »Salons«, Intime Tagebücher, »Wie man seine Schulden bezahlt, wenn man Genie hat«*, hrsg. von Henry Schumann, Reclam, Leipzig 1994, S. 5–8.
- Bettelheim, Anton (Hrsg.): *Geistesbelden (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographien*, E. Hofmann, Berlin 1894.
- Blumenberg, Hans: *Arbeit am Mythos. Ein Gedenkbuch*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1996.
- Brodbeck, Karl Adolf: *Geistesblitze grosser Männer. Für freie Denker gesammelt*, C.G. Naumann, Leipzig 1889.
- Carlyle, Thomas: *On Heroes, Hero-Worship, and The Heroic in History*, Chapman & Hall, London <sup>4</sup>1852 [1841].

- Chamberlain, Houston Stewart: *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, Bd. 1 u. 2. Jubiläumsausgabe, Bruckmann, München <sup>25</sup>1940 [1898/99].
- Corino, Karl (Hrsg.): *Genie und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller*. Mit 34 Portraitszeichnungen von Peter Anders, Greno, Nördlingen 1991 [1987].
- Cremerius, Johannes: *Neurose und Genialität. Psychoanalytische Biographien*, S. Fischer, Frankfurt am Main 1971.
- Derrida, Jacques: *Genesen, Genealogien, Genres und das Genie. Die Geheimnisse des Archivs [Genèses, généalogies, genres et le génie]*, Passagen, Wien 2006 [2003].
- Emerson, Ralph Waldo: »Uses of Great Men«. *Representative Men*, hrsg. v. Israel Gollancz, Turnbull and Spears, Edinburgh 1904, S. 1–27.
- Emerson, Ralph Waldo: *Repräsentanten der Menschheit: Sieben Essays. Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon, Goethe*, Diogenes, Zürich 1989 [1850].
- Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens [L'archéologie du savoir]*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1997 [1969].
- Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1983.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften [Les Mots et les choses]*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1995 [1966].
- Galton, Francis: *Genie und Vererbung [Hereditary Genius. An Inquiry Into Its Laws and Consequences]*. Macmillan, London, 1869]. Übersetzt v. Otto Neurath und Anna Schapire-Neurath, Klinkhardt, Leipzig 1910.
- Gellert, Georg (Hrsg.): *Große Männer: Geisteshelden aller Völker und Zeiten. Beethoven, Schiller, Friedrich d. Große, W. v. Siemens, Justus v. Liebig, Robert Koch*, Bd. 1–4, Leonhard Simion, Berlin, o.J. [ca. 1920].
- Gerhardi, Karl August: *Das Wesen des Genies*, Oskar Hellmann Jauer, Leipzig 1897.
- Gould, Stephen Jay: *Der falsch vermessene Mensch [The Mismeasure of Man]*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1983 [1981].
- Hagner, Michael: *Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung*, Wallstein, Göttingen 2003.
- Hagner, Michael: Kluge Köpfe und geniale Gehirne. Zur Anthropologie des Wissenschaftlers im 19. Jahrhundert. In: *Wissenschaft als kulturelle Praxis: 1750–1900*. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 154, hrsg. v. Hans Erich Bödeker, Peter Hanns Reill und Jürgen Schlumbohm, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999, S. 299–333.
- Herzberg, Alexander: Rezension zu Wilhelm Lange-Eichbaums »Das Genie-Problem. Eine Einführung« (München 1931). In: *Erkenntnis* 3 (1932/1933), S. 432.
- Heuer, Rolf: *Genie und Reichtum. Die Finanzpraktiken von Caesar, Kolumbus, Wallenstein, Voltaire, Casanova, Beaumarchais, Napoleon, Balzac, Goethe, Bismarck, Marx, Edison*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1971.
- Hirsch, William: *Genie und Entartung. Eine psychologische Studie*, O. Coblentz, Berlin und Leipzig 1894.
- Köhne, Julia B. (Hg.): *Exzellenz Brillanz Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren*, Neofelis, Berlin 2020.
- Köhne, Julia B.: *Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 und seine filmischen Adaptationen*, Böhlau, Wien, Köln und Weimar 2014.

- Köhne, Julia B.: Insufficient Recognition. Comparing Julian Hirsch's and Edgar Zilsel's Analyses of the Glorification of Personalities. In: *Edgar Zilsel: Philosoph, Historian, Sociologist*, hrsg. v. Donata Romizi, Monika Wulz und Elisabeth Nemeth, Springer Nature, Cham 2022, S. 219–242.
- Köhne, Julia B. und Ventarola, Barbara (†) (Hrsg.): *Weibliche Genieentwürfe. Eine alternative Geschichte des schöpferischen Subjekts*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2022.
- Kretschmer, Ernst: *Geniale Menschen. Mit einer Porträtsammlung*, Springer, Berlin <sup>2</sup>1931 [1929].
- Kretschmer, Ernst: *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*, Springer, Berlin <sup>3</sup>1922.
- Lamoén, Richard van: *Genie als Führer*, Selbstverlag d. Verf., Düsseldorf 1930.
- Lange-Eichbaum, Wilhelm: *Genie als Problem*, Reinhardt, München <sup>2</sup>1941 [*Das Genie-Problem*, 1931].
- Lange-Eichbaum, Wilhelm: *Genie und Pathographie*, Springer, Berlin 1930.
- Lange-Eichbaum, Wilhelm: *Genie, Irrsinn und Ruhm. Eine Pathographie des Geistes*, mit Vorwörtern der 1.–3. Auflage, Bd. 1–11, Ernst Reinhardt, München et al. <sup>4</sup>1956 [1928].
- Lombroso, Cesare: *Der geniale Mensch*, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft, Hamburg 1890 [1887].
- Lombroso, Cesare: *Entartung und Genie. Neue Studien*, Max Spohr, Leipzig 1894.
- Lombroso, Cesare: *Genie und Irrsinn in ihren Beziehungen zum Gesetz, zur Kritik und zur Geschichte*, Reclam, Leipzig 1887 [1864].
- Macho, Thomas: Der Kultus einer Geniereligion. Hundert Jahre Nobelpreis. In: *Neue Zürcher Zeitung* 280, 1./2. Dez. 2001, S. 83.
- Macho, Thomas: *Vorbilder*, Fink, München 2011.
- Matura, Ottokar: *Das Deutsche Genie. Neue grundlegende Forschungsergebnisse über Zahl, Vorkommen und Artenreichtum genialer Menschen im völkischen Staat*, Österreichischer Landesverlag, Wien 1941.
- Moreau de Tours, Jacques-Joseph: *La Psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel*, Victor Masson, Paris 1859.
- Nietzsche, Friedrich: *Also sprach Zarathustra*. Werke in drei Bänden, hrsg. v. Karl Schlechta, Bd. 2, C. Hanser, München 1955 [1883].
- Ostwald, Wilhelm: *Große Männer. Studien zur Biologie des Geistes*, Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig 1909.
- Person, Jutta: *Der pathographische Blick: Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2005 [Diss. 2003].
- Piper, Ernst: *Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe*, Blessing, München 2005.
- Rosenberg, Alfred (Hrsg. und Erläuterung): *Das Parteiprogramm. Wesen, Grundsätze und Ziele der NSDAP*, Zentralverlag der NSDAP, München <sup>25</sup>1943.
- Schmidt, Jochen: *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945* (Bd. 1: Von der Aufklärung bis zum Idealismus; Bd. 2: Von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reiches), Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1985 [2. Auflage 1988, 3. verbesserte Auflage 2004].

- Schopenhauer, Arthur: *Über Genie, grosse Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken*, Brockhaus, Leipzig 1891.
- Zilsel, Edgar: *Die Geniereligion. Ein kritischer Versuch über das moderne Persönlichkeitsideal, mit einer historischen Begründung*. Vorwort von Johann Dvorak, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990 [1918].
- Zimmermann, Christian von: *Biographische Anthropologie: Studien zur Erprobung des Menschenbildes*, De Gruyter, Berlin 2006.